

VINCENT

KLIESCH

Nach einer Idee von

SEBASTIAN

FITZEK

**DIE
FREQUENZ
DES TODES**

AURIS

THRILLER

DROEMER*

Vincent Kliesch

Die Frequenz des Todes

AURIS

Nach einer Idee von
Sebastian Fitzek

Über dieses Buch

»Hilfe, mein Baby ist weg! Hier ist nur Blut ...« Nach kurzen Kampfgeräuschen bricht der panische Notruf einer Mutter bei der Berliner Polizei plötzlich ab. Wenn jemand aus diesem Tonfragment Rückschlüsse auf den Aufenthaltsort der Frau ziehen kann, dann der forensische Phonetiker Matthias Hegel – den einige nach wie vor für einen Mörder halten.

True-Crime-Podcasterin Julia Ansorge ist es zwar gelungen, Hegel vom Mordverdacht an seiner Frau zu entlasten, doch dabei ist sie der dunklen Seite des genialen Profilers deutlich zu nahe gekommen.

Als Hegel nun im Fall des entführten Babys erneut auf ihre Recherche-Fähigkeiten zurückgreifen will, weigert Julia sich zunächst. Doch kann sie das Baby und seine Mutter wirklich ihrem Schicksal überlassen? Und was ist mit den Informationen zu ihrem tot geglaubten Bruder Moritz, die Hegel ihr angeblich beschaffen will?

Inhaltsübersicht

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

43. Kapitel

44. Kapitel

45. Kapitel

46. Kapitel

47. Kapitel

48. Kapitel

49. Kapitel

50. Kapitel

51. Kapitel

52. Kapitel

53. Kapitel

54. Kapitel

55. Kapitel

56. Kapitel

57. Kapitel

58. Kapitel

59. Kapitel

60. Kapitel

61. Kapitel

62. Kapitel

63. Kapitel

Danksagung

1

Cecile

Von allen Geräuschen, die es vermögen, das Grauen anzukündigen, vernahm Cecile Dorm das vermutlich schlimmste. Es war kein heftiges Pochen an der Wohnungstür mitten in der Nacht. So wie letzts, als der Nachbar von schräg gegenüber im Pyjama vor ihrer Haustür gestanden hatte. Friedmann, der sonst nicht einmal grüßte, vermutlich, weil er sich für etwas Besseres hielt, hier in der Villengegend in Westend ... *die uns eigentlich eine Nummer zu groß ist, Schatz. Findest du nicht?* Aber ihr Mann Jonathan mochte es, war hier groß geworden, wenn auch in einem Mietshaus ohne Garten. So gesehen hatten sie es nun in dem renovierungsbedürftigen, aber großzügigen Anwesen besser. Auch wenn es einsamer war als in ihrem Heimatdorf in Mahlow, wo Cecile früher nie schräg angeguckt worden war, wenn sie mal eilig im Jogginganzug, ungeschminkt und mit einem hastig gebundenen Verlegenheitszopf was fürs Frühstück holte. »*Ist das nicht die Tante vom Jugendamt? Die Frau vom Nervenarzt? Der holt sich seine Irren nach Hause, heißt es. Ja, er hat jetzt sogar die Praxis vom Dachboden in den*

Keller verlegt. Ob er in der Klinik rausgeflogen ist? Und das Haus! Nicht mal einen Anstrich können die sich leisten.«

Das hatte ihr Friedmann, der sich seit seiner Pensionierung zu so etwas wie einem Nachbarschaftssheriff aufgeschwungen hatte, sogar einmal ins Gesicht gesagt: »Eine Schande, wie Sie die alte Villa verkommen lassen.« Damals jedoch, als er sie aus dem Schlaf gerissen hatte, war ihm die bröckelige Fassade nicht wichtig gewesen. Barfuß und mit einem nicht funktionierenden Telefon in der Hand stand er vor ihnen.

»Sie sind doch Arzt«, hatte er flehentlich zu Jonathan gesagt. »Bitte, mein Enkel erstickt!«

Der Vierjährige, den die Friedmanns für ihre Tochter babysitteten, hatte einen Pseudokrupp-Anfall erlitten. Cecile wickelte den Kleinen einfach in eine Decke und trug ihn nach draußen. Sein spastischer Hustenkrampf hatte sich schnell gelöst.

Jetzt hingegen war es kein ersticktes Röcheln, das Ceciles Herz dazu brachte, ihr gegen die Rippen zu schlagen wie ein Basketball aufs Turnhallenlinoleum. Auch kein Hupen, gefolgt von quietschenden Autoreifen, das sich rasend schnell auf sie zubewegte. Weder das Bersten von Fensterglas im Wohnzimmer, während sie nachts im Bett lag, noch das helle Knacken eines Knochens beim Aufprall nach einem Sturz. Das Geräusch, das sie so sehr ängstigte, war weit schlimmer als all das. Es kam direkt aus der Wiege, in die sie die kleine Selma zum Schlafen gelegt

hatte. Das Geräusch war Stille. Nichts als absolute, erbarmungslose Stille.

Von dieser beängstigenden Ruhe war Cecile geweckt worden. Nur für einen kurzen Moment hatte ihre Erschöpfung die Oberhand gewonnen über das Beschützertier, das seit Neuestem in ihr wohnte. Die Bärenmama, die ihr Junges nicht für einen Augenblick aus den Augen lassen wollte, hatte versagt und war mit der Milchpumpe in der Hand auf dem Sofa eingeschlafen. Und das lag nicht einmal daran, dass Nachtruhe und Durchschlafen seit nunmehr sechs Wochen nicht mehr als entfernte Erinnerungen für sie waren. Nachts war sie alle zwei Stunden aufgestanden, um ein Fläschchen zuzubereiten, weil das wenige, das aus ihren Brüsten in die Pumpe tropfte, nicht einmal ein Mäusebaby hätte satt machen können. Einmal hatte Jonathan angeboten, ihr zu helfen, hatte mit schläfriger Hand und geschlossenen Augen müde nach ihr getastet, doch sie hatte abgewinkt. Er brauchte seinen Schlaf für die Patienten. Musste ausgeruht sein, durfte keine Fehler machen. Gerade jetzt, da er sich endlich – nach über einem Jahrzehnt als Arzt und Psychotherapeut in verschiedenen Berliner Kliniken – selbstständig gemacht hatte. Die Depressions-, Essstörungen- und Panikpatienten, die ihn hier zu Hause in seiner Praxis aufsuchten, hätten kein Verständnis dafür, wenn er es Cecile gleichtat und während einer der Therapiesitzungen einschlief. Wobei es aber gar nicht das

Baby gewesen war, das Cecile in der vergangenen Nacht so beschäftigt hatte – in den zwei Stunden zwischen den Fläschchen, die sie Selma anreichte und während derer sie nur schwer zurück in den Schlaf finden konnte. Es war die Tatsache, dass sie nun schon seit Tagen ihre Mutter nicht erreichen konnte. Die beiden telefonierten regelmäßig miteinander, und es sah ihrer Mutter so gar nicht ähnlich, dass sie bereits seit einer Woche nicht mehr auf Ceciles Nachrichten reagierte, die sie ihr auf dem Anrufbeantworter hinterlassen hatte.

»Ruf mich bitte zurück, Mama, ich hab dir so viel zu erzählen. Meine Kollegin hat mir von einem Einsatz berichtet – in einer völlig verwahrlosten Familie, die bis zum Mutterschutz unter meiner Betreuung stand. Sie musste das Kind aus der Familie nehmen, dabei hatte ich bis zuletzt gehofft, dass es zu vermeiden wäre. Du kannst dir die Zustände nicht vorstellen. Gott, bin ich froh, dass Jonathan nicht trinkt oder Drogen nimmt. Wobei ich das Gefühl habe, dass er sich verändert hat, seit Selma da ist. Manchmal denke ich sogar, er ist eifersüchtig auf die Kleine. Aber vielleicht irre ich mich ja auch, ich meine, es ist schon alles etwas viel für ihn. Du weißt ja, wie überfordert er mit privaten Dingen manchmal ist. Erinnerst du dich an die Hochzeit? Gott, was war er nervös ...« Cecile hatte kichernd aufgelegt.

Die Hochzeit! Was für ein wunderschöner Tag das gewesen war. Mindestens genauso schön wie der Moment,

als Jonathan ihr den Antrag gemacht hatte. Er hatte so unglaublich aufrichtig geklungen, als er nach dem Besuch im Theater des Westens in dem kleinen Restaurant an der Hardenbergstraße ihre Hand ergriffen hatte. Als er sie angesehen hatte, wie er es nur dann tat, wenn er etwas Bedeutsames zu verkünden hatte. Mit diesem Funkeln in den grünen Augen, das Cecile immer nur dann an ihm bemerkte, wenn er mit ihr sprach.

»Könntest du dir vorstellen, einen Mann zu heiraten, der zwanzig Jahre älter ist als du, der seltsame Hobbys hat, jeden Tag mit psychisch Kranken arbeitet und der morgens nach dem Aufwachen immer erst mal mürrisch ist und aussieht wie ein Kobold?«

Cecile hatte gelacht, aber nicht wegen Jonathans selbstironischer Scherze. Immerhin war es auch ein solcher Scherz gewesen, mit dem er sie das erste Mal zu einem Rendezvous eingeladen hatte. »Würden Sie mit mir essen gehen, solange ich die Gabel noch selbst zum Mund führen kann?«, hatte er sie gefragt, nachdem sie ihn überraschend auf der Geriatrie besucht hatte. Eine Schwester reichte dort gerade fürsorglich einer alten Dame das Essen an, und Cecile und Jonathan hatten ihr für einen Augenblick dabei zugesehen. »Nur, wenn ich Ihnen danach nicht den Rücken mit Franzbranntwein einreiben muss«, hatte Cecile geantwortet und damit ihre Beziehung nach wochenlangem Austausch von E-Mails und WhatsApp-Nachrichten auf eine neue Ebene gehoben.

Nein, Cecile hatte aus Verlegenheit über den Heiratsantrag gelacht. Aus Verlegenheit darüber, dass sie nicht sicher war, was sie Jonathan antworten sollte. Sie hatte keinen Zweifel daran, dass es absolut richtig für sie wäre, ihn zu heiraten. Das Beste, was ihr jemals passieren könnte. Woran sie zweifelte, war, ob es auch das Beste für ihn sein würde, sie zur Frau zu nehmen. Eine kleine Inspektorin vom Jugendamt, die gern Daily Soaps sah, im Konzert an den falschen Stellen klatschte und mit ihrer Abstammung vom brandenburgischen Dorf auch sonst nicht eben von dem Kaliber war, das ein *Dr. Jonathan Dorm* aus dem feudalen Westend an seiner Seite erwarten durfte.

Zu Ceciles Freude war ihre Mutter stolz darauf, dass sie Jonathan an ihrer Seite hatte. Was hätten wohl andere Mütter gesagt? *Er ist zu alt für dich, als Psychologe ist der garantiert selbst verrückt, wenn der sich eine andere sucht, sitzt du mit dem Kind auf der Straße.* Doch so etwas hätte Ceciles Mutter nie gesagt. Im Gegenteil, es gab nichts Gutes, das sie ihrem einzigen Kind nicht gegönnt hätte. Und dann hatte ihre Tochter diese wahrhaft gute Partie gemacht, denn wenn Jonathan auch nicht reich war, so vermochte er ihr doch immerhin ein Leben in bürgerlichem Wohlstand zu ermöglichen. Einem Wohlstand, den ihre Mutter nie erlebt hatte und den sie ihrer kleinen Cecile allein deswegen von ganzem Herzen gönnte.

Es war eine unerträgliche Stille, die sich ihren Weg aus Selmas Wiege zu Cecile bahnte.

Hat Jonathan sie vielleicht woanders hingebracht? Cecile wagte es nicht, sich dem Babybett zu nähern. Wie versteinert blieb sie auf der Schwelle der Verbindungstür stehen, die das Kinderzimmer vom Schlafraum trennte. Die Tür war seit Selmas Ankunft niemals geschlossen gewesen, noch nie hatte die Kleine ein Geräusch von sich gegeben, das Cecile nicht gehört hätte. Warum sollte Jonathan sie aus der Wiege nehmen? Und warum sollte ich das nicht merken?

Als läge ein böser Fluch über dem Kinderzimmer, verweilte Cecile auf der Schwelle, während ihr Puls sich mit jedem Schlag ihres Herzens weiter und weiter beschleunigte. Das liebevoll eingerichtete Zimmer mit den niedlichen Bildern an der Wand, den Kuscheltieren auf den Möbeln und dem sanften Rosenduft erschien Cecile mit einem Mal so düster und unheimlich wie ein Grabgewölbe. In ihrem hellblauen Trainingsanzug stand sie mit zitterigen Knien da und hoffte entgegen aller Vernunft, dass sie sich nur in einem bösen Traum befand.

Es war erst wenige Wochen her, dass Cecile mit der kleinen Selma nach Hause gekommen war. Ein kerngesundes Mädchen, das jedem, der es zu Gesicht bekam, unweigerlich ein Lächeln auf die Lippen zauberte. Auch wenn es nicht viele Menschen waren, die das Kind bislang zu sehen bekommen hatten. Cecile und Jonathan hatten Selma noch nicht herumgezeigt, wie andere Eltern es getan hätten. Sie hatten keine Fotocollagen immer

gleicher Babybilder auf sozialen Netzwerken veröffentlicht, keine Karten an den erweiterten Bekanntenkreis verschickt, die mit einem niedlichen Foto von Selma, erwartbaren Körpermaßen und einem Spruch wie *Hier bin ich!* bedruckt waren. Und das, obwohl Cecile es eigentlich in die Welt hatte hinausschreien wollen: *Seht sie euch an, das ist Selma, das wundervollste Kind auf dem Planeten! Kerngesund, bildschön, ein wahrer Engel!* Doch Jonathan war es mit seiner einfühlsamen Art gelungen, sie davon abzuhalten. *Die Geburt war schwer und belastend für euch beide, Schatz. Lass es uns noch nicht an die große Glocke hängen, ihr braucht jetzt erst mal Ruhe. Wenn unsere Familien und Freunde alle ankommen, setzen wir Selma nicht nur Stress aus, sondern auch der Gefahr von Infektionen. Ich weiß, du denkst jetzt, dass da der überängstliche Mediziner aus mir spricht. Der in seinem Beruf zu viele schlimme Dinge erlebt hat und jetzt bei seinem eigenen Kind auf Nummer sicher gehen will. Aber wir haben doch Zeit und sollten auf keinen Fall irgendwas riskieren! Lass Selma erst noch ein bisschen unser Geheimnis sein. Und dann gibt es eine große Überraschung für alle!*

Doch jetzt war es still in der Wiege.

Vielleicht schläft sie nur ganz ruhig? Vorsichtig setzte Cecile den rechten Fuß ins Kinderzimmer. *Aber es gibt doch immer ein Geräusch, auch wenn sie schläft! Sie atmet, oder es raschelt. Irgendwas höre ich immer.* Sie biss

die Zähne zusammen und presste sich die Hände auf den Mund. So, als ziehe eine magische Kraft sie an, während ihre Angst noch immer versuchte, sie zurückzuhalten, setzte Cecile auch den zweiten Fuß auf den flauschigen Teppich, der in dem zarten Grün gehalten war, das sie so liebte. Für einen Moment fuhr ihr Blick wirr durchs Zimmer. Über die Poster mit den Bären, Feuersalamandern und Hundewelpen, um sich dann an den wiederkehrenden Mustern der lustigen Kindertapete festzuhalten, als habe sie die Orientierung verloren. *Also gut.* Sie rieb sich mit den Händen übers Gesicht und atmete tief durch. *Ich werde jetzt in diese Wiege sehen.* Ein letztes Mal schien ihre Angst sie zurückhalten zu wollen, doch schließlich war es die Sorge um ihr Baby, die Cecile mit kleinen, gleichmäßigen Schritten vorangehen ließ. Als sie kurz davor war, in das Babybett hineinsehen zu können, schloss Cecile die Augen. Sie tastete sich die letzten Schritte vor und hielt inne. Dann nahm sie all ihren Mut zusammen, atmete tief durch – und öffnete die Augen wieder.

Blut!

2

Jonathan

Wann bescheinigen Sie mir endlich meine Diensttauglichkeit und beenden diesen Mist hier?«

Jonathan Dorm antwortete nicht sofort, und das nicht nur, weil dieser große, viel zu muskulöse Kerl mit den kurz geschorenen Haaren und dem Stoppelbart sich so vehement gegen seine Traumatherapie zur Wehr setzte. Es hatte fast einen Monat gedauert, bevor er überhaupt kooperiert hatte, und selbst jetzt, da er kurz vor der entscheidenden Beurteilung stand, hatte er offenbar noch immer kein volles Vertrauen in seinen Therapeuten gefasst. *Schon wieder eines dieser armen Schweine, die in ihrem inneren Gefängnis hocken und lieber darin verrecken, als sich einzugestehen, dass sie nicht perfekt sein können.*

Jonathan war nicht Psychotherapeut geworden, weil er – wie viele seiner Kommilitonen – von den Lehren Sigmund Freuds wahlweise begeistert oder gegen sie eingenommen war. Auch nicht, weil ihm diese Wissenschaft gleichermaßen Verantwortung und Macht über die Menschen verlieh, die sich ihm anvertrauten. Er hatte seinen Beruf erlernt, weil er die Menschen liebte. Und weil

es ihm Unbehagen bereitete, wenn jemand aufgrund eines Traumas oder einer unglücklichen Entwicklung in seinem Leben die Zeit, die er auf der Erde hatte, nicht genießen konnte. *Ein großer Anspruch, ich weiß*, hatte er seinem Professor bereits im zweiten Semester erklärt. *Aber würden Sie einen Therapeuten wollen, der nur seine Quartalsabrechnung im Sinn hat?* Der Professor hatte süffisant gelächelt und mit einer gewissen Ironie erwidert: *Mit dieser Einstellung wird der weite Weg zu Ihrem eigenen Seelenheil Sie aber nicht reich machen.* Dorm hatte nicht lange überlegen müssen, was er darauf antworten sollte: *Das Seelenheil selbst ist der Reichtum! Und wenn ich mein eigenes nicht finde, will ich zumindest dafür kämpfen, dass es möglichst vielen anderen gelingt.*

»Also gut, Justin, Sie fühlen sich noch immer schikaniert. Sie sehen die vergangenen Wochen als Zeitverschwendung an. Sehe ich das richtig?«

Dorm saß vorgebeugt in seinem Sessel. Hätte er sich entspannt zurückgelehnt, was ihm aufgrund der kurzen Nächte, die Selma ihm bereitete, lieber gewesen wäre, hätte dies Desinteresse signalisieren können. Auch die zerschlissene Jeans und den alten Wollpullover mit den abgenutzten Stellen am Ellbogen hätte er normalerweise nicht bei der Arbeit angezogen, doch Justin Hollstein entstammte einer ehrlichen Arbeiterfamilie und würde sich von einem zurechtgemachten Schnösel sicher nichts sagen lassen. Schließlich war der bullige Polizist nicht freiwillig

zu ihm gekommen, was üblicherweise Voraussetzung für einen Erfolg versprechende Psychotherapie war. Der für seine Dienststelle zuständige Amtsarzt hatte dem Beamten die Sitzungen mit Dorm verordnet und zur Voraussetzung für seine Wiederaufnahme in den Polizeidienst gemacht. Umso mehr war sich Jonathan bewusst, dass jeder Blick, jede Geste, jedes Wort sich darauf auswirkte, ob sein Patient entschied, mit ihm zu kooperieren oder sich ihm zu verweigern.

»Ich habe diesen Typen nun mal erschossen, was soll ich denn jetzt noch machen? Ihn wieder aufstellen?«

Dorm hatte zahlreiche Polizisten wie Justin erlebt. Viele dieser testosterongeladenen, aufgepumpten Jungs aus den Plattenbauten, die zur Polizei gegangen waren, weil sie von ihrer jungenhaften Vorstellung fasziniert waren, frei zu sein und über den Gesetzen zu stehen, Macht auszuüben, schnell fahren und schießen zu dürfen, Sonderrechte zu haben und ihre Gegner vermöbeln zu können, wenn sie einem blöd kamen – und das vollkommen legal auf der *richtigen Seite des Gesetzes*. Auch Justin war eines dieser Alphantiere, die ihrer Frau und ihren Kindern am Abend stolz davon berichten wollten, wie sie mit ihrer Einheit ein Waffenlager gestürmt, ausgehoben und wie viele Verbrecher sie dabei festgenommen hatten. Ein großer, bulliger Kerl, der im Grunde das Gute wollte, aber niemals wirklich verstanden hatte, was *das Gute* eigentlich war.

»Sie haben einen schizophrenen Mann erschossen, der zwei Frauen mit einer Machete abschlachten wollte.« Dorm fixierte seinen Patienten mit festem Blick. »Und seitdem sehen Sie ihn jedes Mal vor sich, wenn Sie die Augen schließen. Wieder und wieder, er verfolgt Sie.«

»Herrgott noch mal, hätte ich Ihnen das bloß nicht erzählt!« Hollstein schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

»Warum denn? Weil so ein Trauma schon wieder weggehen wird, wenn man es bloß allen verschweigt? Oder weil *ein Indianer keinen Schmerz kennt?*«

»Was labern Sie da, Mann? Ich hab keinen Bock mehr auf diesen Scheiß hier, wir machen das schon ewig. Bescheinigen Sie mir einfach meine Diensttauglichkeit, wenn ich mit dem Supervisionsheini komme!« Justin erhob sich.

»Sie beenden die Sitzung?« Dorm lehnte sich jetzt doch zurück, aber nur, um der Aufbruchsbewegung seines Patienten etwas entgegenzusetzen. »Was würde Ihre Mutter Ihnen jetzt wohl raten? Gehen oder bleiben?«

»Meine Mutter würde nie im Leben zu einem Psychodoktor gehen. Schon gar nicht zu einem, der so was da spielt.« Justin Hollstein deutete auf das Schachbrett, das auf dem kleinen Glastisch in der hinteren Ecke des Raumes aufgebaut war.

»Was hat Ihre Mutter gegen Schach?«

»Sie hat was gegen Leute, die das Leben nicht kapieren! Glauben Sie etwa, so funktioniert die Welt da draußen? Ich einen Zug, du einen Zug? Schön fair, *möge der Bessere gewinnen?* Am Arsch!«

»Interessant, was Sie da sagen. Als ein großes Schachbrett, auf dem jeder Mensch erfolgreich sein kann, wenn er nur mit Klugheit und Bedacht die richtigen Züge macht, habe ich die Welt bisher noch gar nicht gesehen. Spannender Gedanke.«

»Was labern Sie, Mann? Wenn da so ein Penner mit seiner verschissenen Machete steht, dann wägst du nicht in aller Ruhe deinen nächsten Zug ab. Dann musst du reagieren, aber sofort! Auge um Auge, der oder ich, das ist keine bekackte Zielscheibe auf dem Schießstand!«

Dorm schloss kurz die Augen und kratzte sich am Kopf. »Das Leben ist für Sie also keine Schachpartie, na gut. Was denken Sie, Justin, würden Sie die Welt eher als einen Boxring bezeichnen, in dem jeder auf jeden einprügelt und der Stärkste am Ende gewinnt?«

Hollstein lachte auf, und Dorm konnte nur erahnen, welche Erlebnisse aus seinem Berufsalltag in den Berliner Gettos aus diesem bitterbösen Lachen klangen.

»Das kommt der Sache näher«, sagte er und wollte sich schon zur Tür umdrehen.

»Also gut! Dann schlage ich Ihnen jetzt was vor.« Dorm stand auf und trat an den kleinen Holzschrank heran, auf dem er Wasser, Halsbonbons und Taschentücher für seine

Patienten bereitstellte. »Wir tragen es auf Ihre Weise aus.« Unter den verdutzten Blicken seines Patienten holte er zwei Paar abgenutzte Boxhandschuhe aus dem Schrank, von denen er eines Justin reichte.

»Was soll der Scheiß?«

»Nur ein kleines Sparring, Sie sind ja gut im Training.« Dorm streifte sich sein Paar Boxhandschuhe über. Es war etwas zu klein für seine Hände, das größere Paar musste er seinem Patienten überlassen, dessen Pranken wahrhaft ehrfurchtgebietend waren. »In ein paar Tagen steht ja endlich der Termin mit Ihrem Supervisor an. Wir machen es so: Sie versuchen, meine Deckung zu treffen. Wenn Sie das drei Mal schaffen, erkläre ich Sie bei dem Treffen wieder für dienstfähig.«

Und da sind sie wieder. Die Fragezeichen in den Augen eines Hünen mit überbordenden Kräften, der jetzt, vollkommen überfordert mit der Situation, am liebsten in sein Kinderzimmer laufen und die Tür hinter sich zuknallen würde.

»Ich will Ihnen nicht wehtun!«

Justin Hollstein wirkte auf Dorm mit einem Mal wie ein Teenager, dem seine erste Freundin beim Besuch auf dem Rummelplatz vorschlug, *Hau den Lukas* zu spielen. Er hatte dabei nichts zu gewinnen. Würde er fest genug schlagen, dass die Glocke ertönte, hätte er lediglich die Erwartung seiner Freundin erfüllt. Aber wehe ihm, wenn etwas schiefginge. Wenn er danebenschlug oder – Gott

bewahre! – seine Kräfte nicht so groß waren, wie er vermutete.

Immerhin, abgesehen von seiner beachtlichen Statur war Justin ein ausgebildeter Schutzpolizist mit guter Kondition und besten Kenntnissen im Nahkampf. *Den sein blöder Seelenklempner von Ende vierzig allen Ernstes aufgefordert hat, gegen ihn zu boxen.* Und das noch nicht einmal in einem Boxring, sondern in einer spartanisch eingerichteten psychotherapeutischen Praxis mit Laminatfußboden.

»Sie tun mir schon nicht weh.« Dorm hob die Hände vors Gesicht und begann, über den Boden zu tänzeln. »Immer auf die Deckung!«

Justin rührte sich noch immer nicht. Aus seinem Berufsalltag war er daran gewöhnt, von Schwächeren provoziert zu werden, es war sein täglich Brot, sich darauf nicht einzulassen.

»Ist das echt Ihr Ernst?«

»Mein völliger Ernst! Drei Treffer, und Sie können wieder zum Dienst antreten. Los, machen Sie schon!«

Dorms Bewegungen verrieten seinem Patienten anscheinend, dass der Therapeut zumindest über gewisse Grundkenntnisse im Boxsport verfügte. Nach weiteren Sekunden des konsternierten Abwartens zog sich der Polizist schließlich die Boxhandschuhe über und beugte sich leicht vor. Halbherzig und kraftlos schob er die Rechte in Dorms Richtung, doch dieser wich dem Schlag mit

derselben Leichtigkeit aus, mit der eine Katze wohl dem Hieb eines Faultiers entkommen wäre.

»Mehr haben Sie nicht drauf?«

Immer schneller und wendiger tänzelte Dorm um seinen Patienten herum, und allmählich schien diesen der Ehrgeiz zu packen. Der zweite Hieb kam bereits deutlich schneller und kräftiger daher, doch wieder wich Dorm ohne Schwierigkeiten aus.

»Kommen Sie schon, Sie wollen Ihr Trauma doch so gern mit sich allein ausmachen. Ohne einen blöden Psychoheini, der sowieso keine Ahnung hat, *wie es da draußen wirklich abgeht*. Ich verbessere mein Angebot: Ein Treffer auf meine Deckung reicht, und Sie bekommen Ihre Bescheinigung!« Dorm ließ nun selbst die Faust ansatzlos vorschnellen. Nur wenige Zentimeter vor Hollsteins Kinn bremste er den Schlag ab, der in einem echten Boxkampf ein Wirkungstreffer geworden wäre.

»Alter, echt jetzt?« Der Polizist hob die Fäuste endlich mit voller Entschlossenheit und sah Dorm mit strengem Blick in die Augen.

»Dieser Kerl mit seiner Machete ist schuld daran, dass Sie jetzt immer wieder sein Bild sehen müssen, wenn Sie die Augen schließen. Los schon, stellen Sie sich vor, ich wäre dieser Kerl. Hauen Sie mich um!«

Justin Hollstein tänzelte auf einmal überraschend gekonnt um Dorm herum, fixierte ihn und holte aus. Dorm analysierte die Bewegung und duckte sich vor dem Schlag

weg. Zweimal kurz nacheinander trafen nun Dorms Fäuste auf die Deckung des Polizisten, der seine anfänglichen Hemmungen abstreifte und sich dem Duell endlich mit Ernsthaftigkeit stellte. Immer wieder versuchte er, Dorms Deckung zu treffen, doch der ließ ihm keine Chance.

Schließlich trat der Therapeut einen Schritt zurück und streifte die Boxhandschuhe ab. Sein Patient hatte ihn nicht ein einziges Mal getroffen. »Justin, Sie können diesen Kerl vor Ihrem inneren Auge nicht einfach umhauen. Indem Sie ihn getötet haben, ist er ein Teil Ihres Lebens geworden. Und wenn Sie nicht wollen, dass er Sie und alle, die Sie lieben, wie ein böser Geist verfolgt, müssen Sie sich ihm stellen. Je früher, desto besser.«

Der Polizist schwitzte und atmete schnell. Er ließ die Fäuste sinken und sah Dorm an. Und zwar mit diesem ganz bestimmten Blick, den Jonathan schon so oft bei seinen Patienten gesehen hatte. Aus *Was soll diese Scheiße hier?* war *Danke für Ihre Hilfe!* geworden.

»Versuchen Sie doch mal, sich umzudrehen, wenn Sie den Kerl mit seiner Machete sehen.«

»Was?«

»Sie blicken immer nur auf den Mann, den Sie getötet haben. Wenn Sie sich in Gedanken umdrehen, sehen Sie stattdessen die beiden Frauen.«

»Die Frauen, die der Kerl umlegen wollte?« Hollsteins Stimme wurde brüchig.

»Die unschuldigen Frauen, die noch am Leben sind, weil Sie den Kerl erschossen haben, der ihnen gerade die Köpfe abhacken wollte. Wenden Sie dem Täter den Rücken zu und sehen Sie zu den Opfern. In ihre dankbaren Augen. Und in die dankbaren Augen der Familien dieser Frauen.«

»Okay ...« Justin lief eine Träne über das markante Kinn, bis sie sich in seinem Stoppelbart verlor.

»Sie haben diese Therapie bisher besser gemeistert, als Sie denken, Justin. Aber wenn Sie ehrlich zu sich sind, dann wissen Sie auch, dass Sie noch nicht ganz an Ihrem Ziel angekommen sind. Ich freue mich trotzdem auf das Gespräch mit Ihrem Supervisor. Bis dahin werde ich noch mal gut über Ihre Entwicklung nachdenken.«

Hollstein legte den Kopf leicht schräg und sah Dorm mit erwartungsvollem Blick an. »Eine Frage hätte ich noch!«

»Schachboxen!«

»Was?«

»Sie wollten doch sicher fragen, warum ich das so gut kann. Ich betreibe Schachboxen, schon seit fünf Jahren. Mann gegen Mann, immer abwechselnd eine Runde Schach und eine Runde Boxen. Das war vom Erfinder ursprünglich mal als Kunstperformance gedacht, aber mittlerweile ist es ein echter Sport geworden. Verstand, Strategie, Beweglichkeit und körperliche Kraft vereinen sich zu einer Disziplin. Wer gewinnen will, muss gleichermaßen schlau sein und sich seiner Haut wehren können. Was denken Sie,

Ein riesengroßes Dankeschön geht selbstverständlich auch an alle Buchhändler. Der große Erfolg von Auris wäre ohne Sie gar nicht möglich gewesen. Der persönliche Kontakt zwischen Kunden und Buchhändlern ist nicht zu ersetzen. Wir Autoren wären nichts ohne Sie!

Wie immer geht aber mein letzter Dank an Sie, die Sie dieses Buch gelesen haben. Auris hat es mir endgültig ermöglicht, meinen Traumberuf, den ich schon mit neun Jahren ergreifen wollte (peinliche Dokumente beweisen das ...), voll und ganz ausüben zu können. Ohne Sie könnte ich nicht tun, was ich liebe und was mir als meine Aufgabe erscheint: Menschen mit dem, was mir auch selbst gefallen würde, möglichst gut zu unterhalten. Vielen Dank!

Vincent Kliesch

Über Vincent Kliesch

Vincent Kliesch wurde in Berlin-Zehlendorf geboren, wo er bis heute lebt. Im Jahr 2010 startete er mit dem Bestseller »Die Reinheit des Todes« seine erste erfolgreiche Thrillerserie. Mit »Auris« schrieb er den Roman zur Idee seines Freundes Sebastian Fitzek.

www.facebook.com/vincent.kliesch

www.vincent-kliesch.de

Sebastian Fitzek ist Deutschlands erfolgreichster Autor von Psychothrillern. Seine Bücher werden in vierundzwanzig Sprachen übersetzt und sind Vorlage für internationale Kinoverfilmungen und Theateradaptionen. Sebastian Fitzek lebt in Berlin.

www.facebook.de/sebastianfitzek.de,

www.sebastianfitzek.de

fitzek@sebastianfitzek.de.

Impressum

© 2020 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Ein Projekt der AVA International GmbH

Autoren- und Verlagsagentur

www.ava-international.de

Redaktion: Regine Weisbrod

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Andrew Krasovitckii / shutterstock.com

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-45738-2

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird